

The KUNSTGUT

Text
Margit J. Mayer
Fotos
Noshe

Das Berliner Anwesen von Anselm Reyle und Tanja Lincke ist ein urbaner Gutshof, auf dem zeitgenössische Kunst und Architektur produziert werden. Als Bonus gibt es ein Alltagsleben im Grünen – direkt am Ufer der Spree

Stranger Than Paradise

Bei unserem Eintreffen harkt und zupft ein nicht mehr ganz junger Gärtner am ersten Frühlingsgrün unter den Birken und Essigbäumen. Ob seine Baseballkappe mit beige-braunem GG-Muster tatsächlich Gucci ist, oder doch ein Fake? Egal, sieht echt cool aus. Und passt hervorragend auf das Ateliergelände eines obsessiven Erforschers von *ubiquous taste*, Kitsch und Camp, wie Anselm Reyle einer ist. Da kommt uns auch schon Reyles Frau Tanja Lincke entgegen, für die der Ausdruck „a natural beauty“ erfunden worden sein könnte. Kurz darauf biegt der Meister selbst um die Ecke, dem Anschein nach etwas weniger Morgenmensch als seine Angeraute und einen dampfenden AC/DC-Coffee-Mug aus seiner Sammlung von Hardrock-Henkklassen in der Hand. Wenn Geschirrede hörbar wäre, hätte diese Tasse 140 Dezibel – einen Tick unter Trommelfellris.

Bevor es losgeht mit der Besichtigung, noch schnell ein Briefing zu den ortshistorischen Basics. Als Anselm Reyle auf der Suche nach einem neuen Atelier 2008 die ehemalige Werftan-

lage der DDR-Wasserschutzpolizei in Treptow entdeckte, war dort, wo wir jetzt stehen: eine riesige Bodenfläche aus dickem Beton, drum herum diverse Industriefläche in teils ruinösem Zustand. Dennoch konnte Reyle sein Glück kaum fassen. „Ein so großes Grundstück direkt am Wasser, mit Panoramablick über die Spree, dazu eine Allee mit alten Bäumen – ich dachte, das können wir uns ohnehin nie leisten“, erzählt der Künstler. Doch die Idylle hatte einen Haken, der sich als rettend erweisen sollte: „Kein Mensch wusste, wie stark der Boden mit Industriechemikalien verseucht war. Das Grundstück war im Altlasten-Kataster, als der Berliner Liegenschaftsfonds es versteigert hat. Also haben alle die Finger davon gelassen. Nur ich war naiv und risikofreudig genug, zu sagen: *Fuck it*, ich nehme das. So ein Grundstück kriegt ich nie wieder.“

Reyle grinst, denn wie sich herausstellen sollte, war Fortuna ihm hold, *as usual*. „Als nach dem Kauf die Spezialisten das Grundstück untersucht haben, stellte sich heraus, dass

der belastete Bereich sehr überschaubar war“, erklärt Tanja Lincke. „Da vorne hat mal jemand eine Baugrube mit pigmentverseuchtem Industrieabfall aufgefüllt. Das wurde alles rausgeholt und neu aufgeschüttet, das war’s.“

Zuerst baute Linkes Architekturbüro eine Werkshalle mit anschließendem Werkstatttrakt zu Atelier und Büros um. Danach kam dem Garten an die Reihe und schließlich, als neu gebaute Krönung, das extravagantere Wohnhaus – ein aufgeständerter Pavillon aus Beton und Glas, der auf seinem Eingangssockel und sechs Pfeilern wie aus dem Boden hochgehoben wirkt. Nicht zu vergessen die jüngste Ergänzung am Ufer, die Otto und Louisa, den Kindern des Paares, und deren Freunden gewidmet ist: ein Mini-Sandstrand an der Spree.

Okay, los geht’s mit dem Rundgang. Erste Station: Reyles Atelier. Beim Betreten der Halle mit den hohen Fabrikfenstern wähnt man sich in einem Baumarkt für Stempunkts. Unter dem alten Brückenkran, an dem

zu DDR-Zeiten Bootsmotoren zur Reparatur hängen, werken Reyles Assistenten an der Schneidstation und hängen Anrichtensproben für seine neuen Bilder auf. Martialisches Bastelgerät wartet vor fast deckenhohen Zinkregalen; in penibler Ordnung reihen sich darauf Topfchen und Tiegel, hängen enorme Folienrollen, locken Fächer mit Acrylglas oder Mylar. Ob glänzend wie Kupfer, Silber oder Stahl, ob irisierend, perlmuttig, verspiegelt oder mit Hologramm-Effekt, ob ahorn- oder zebra-notendruck: Wer hier nicht die Dekofolie seiner schlimmsten Träume findet, findet sie nimmermehr.

Wer Anselm Reyles Kunst wirklich verstehen will, sollte ihn einmal in dieser Umgebung beobachten. Wie der lockere Schwaben-Habitus plötzlich auf absolute Fokussiertheit umschaltet, während er sich über eine Patchwork-Fläche beugt, die eine Assistentin vorbereitet hat. Stimmt jetzt endlich der Faltenwurf eines wie Rohöl fließenden Stücks Lackfolie? Wo im Bild ist der Kontrast der Farben und Oberflächen zu offensichtlich verkehrt – und wo genau richtig in seiner Banalität, exakt in der Schwebe zwischen Statushorror und Attraktion? Genau so, in einem painstaking process des Abwägens, Verwerfens und Wieder-neu-Beginnens, der sich über Monate ziehen kann, entsteht das, was Roberta Smith, die große Kritikerin der *New York Times*, schon 2004, anlässlich von Reyles erster Ausstellung in den USA, als „meditation on the ways, means and inevitability of pictorial illusion“ qualifiziert hat. Und als „surprisingly beautiful“.

Völlig anders ist die Atmosphäre im direkt anschließenden Gebäudeekstrakt, wo die Büros des Paares und seiner Administratoren liegen. Hier herrscht volle Konzentration auf die Bildschirme und, dank Bodenheizung und großen Fensterfronten mit Blick ins Grüne, ein Arbeitsgefühl wie im Chateau. Bei aller Tech-Wohnlichkeit hat Tanja Lincke es geschafft, die robuste Vergangenheit der Architektur in Elementen zu bewahren – hier ein Stück roher Ziegelwand, dort eine vergitterte Leuchte oder, wie in ihrem eigenen Studio, ein „Rauchen poli-

zeilich verboten!“ in roter Fifties-Wandschrift. (Die jungen Architekten, die dort gerade Minimal-Pfingstbäuer für ein Sauerfer im Landkreis Dahme-Spreewald planen, sehen nicht so aus, als hätten sie die Ermahnung nötig.)

Starprojekt von Tanja Lincke: Architekten ist aktuell der Umbau der Berliner Rhein Stahl-Niederlassung von 1922 zu einem privat finanzierten Ausstellungshaus für zeitgenössische Kunst. Das Sammlerpaar Sigrid und Ekkehard Snelitzki will sich um Berlin mittels Enfiladen – „im Grunde wie im Palazzo Ducale in Mantua“ – zum räumlichen Durchatmen bringt. Die Ausgangslage könnte nicht besorglicher sein, findet sie: „Das Gebäude hat hervorragende Proportionen. Es stammt von dem Architekten Emil Fahrenkamp, der zehn Jahre später das Shell-Haus am Landwehrkanal entwarf.“

Es regnet leicht, als wir an der Spree entlang zum Wohnhaus des Paares spazieren. Ideales Wetter für den „Ruinengarten“, der auf dem Grundstück die private Zone vom öffentlichen Bereich der Arbeit trennt. Sein Zentrum bildet das halbgroße Rechteck der einstigen Slipanlage der Werft, von der nur mehr dachlose Restmauern stehen, samt riesiger Toröffnung Richtung Spree, verrosteter Treppe ins Nirgendwo und der gekachelten Wand eines Waschrums, die nun als Freiluft-Installation glänzen darf. Auch die betonierte Rampe und die Bodenschichten sind noch da, auf denen die Patrouillenboote der Grenzpolizei aus dem Fluss an Land gehievt und wieder zu Wasser gelassen wurden. Rund um diese *industrial folly* sprachen Rollrasen, Gräserweiden und Klettergewächse, die sich an den Mauerecken hochzuranken beginnen. Alles in einer „Balance aus Wildheit und Kuratierung“, wie Tanja Lincke es umschreibt.

Die Architektin – gebürtig aus dem thüringischen Bad Liebenstein und in Aachen ausgebildet – und der 1970 in Tübingen geborene Reyle haben das Ensemble gemeinsam ausgetüftelt.

Bis hin zu gestapelten Riesenstücken der einstigen DDR-Betonierung, deren Ähnlichkeit zu den Eisachsen in Caspar David Friedrichs berühmtem Gemälde wohl kein Zufall ist. Mit seiner Ruinenromantik wirkt das Zusammenspiel von Gestern und Heute, Architektur und Natur wie ein *riff* auf den Ort, ein spielerisches Gesamtkunstwerk, dessen Titel „Warum zwei kreative Deutsche der Generation X Berlin spannender finden als das propre Stuttgart oder München“ lauten könnte.

„Schon als Teenage-Punk habe ich Partys in alten Fabriken gefeiert“, erzählt Reyle. „Und als ich in den 90ern nach Berlin kam, gab es hier tolle Orte, die noch nicht komplett saniert waren. Wo die Investoren noch nicht eingefallen sind. Genau das haben Tanja und ich gefeiert, als wir die Halle zur Ruine gefordert haben.“ Natürlich war beiden bewusst, wie nah am Kitsch sie sich dabei bewegten. „Davor habe ich eher keine Angst“, sagt Reyle. Er und seine Frau lächeln. „Auf solchen Grenzüberschreitungen basiert ja meine tägliche Arbeit.“

Überdies steht daneben das neue Wohnhaus, strukturell wie visuell die *perfect antidote* zu Effekthascherei. Acht Meter lange Stahlbetonpfeiler wurden dafür tief in den Uferboden gerammt, denn „Hier liegt der Grundwasserspiegel 90 Zentimeter unter dem Boden“, sagt Tanja Lincke, während sie die schwere Eingangstür aufschließt. Mit seiner Leichtbetonfassade und den oliv-braun schimmernden Fensterrahmen aus eloxiertem Aluminium folgt das Haus einer bewährten Maha-Taktik – es versteckt sich *in plain sight*. „Von Wasser her gesehen, kann man es für eine Leitzentrale der Wasserpolizei nebenan halten“, sagt die Hausherrin. Erst wer das Haus länger betrachtet oder von innen erlebt, realisiert seine. „Nichts mehr, nichts weniger“ – Eleganz, die sowohl an Le Corbusiers Villa Savoye (die schlanken Säulen) sowie an Mies van der Rohes Farnsworth House erinnert. Auch hier sind die vertikalen rhythmisiert, auch hier gibt es einen wichtigen Versorgungskern mit Bädern und einer Gastro-Küche.

„Es war mir sehr wichtig, dass alle Materialien wahrhaftig bleiben und



24



nichts durch Farbanstriche und Verblendungen entremdet wird“, erklärt Tanja Lincke, nachdem wir am großen Essstisch Platz genommen haben.

Klar und leicht sollte das Haus sich anfühlen, „wie ein Rohbau, in dem die Glasflächen eingestellt wurden. Das ganze Thema Abdichtung und Wärmedämmung haben wir so konstruiert, dass man nichts davon wahrnimmt.“ Der Preis von so viel architektonischer Moral? „Penibler Planung, viel Detailarbeit, viele Sonderlösungen“, lacht Lincke.

Sie und Reyle haben wirklich nichts dem Zufall überlassen. Bevor sie sich endgültig zum Bau entschieden, wurde der Standort des Hauses im Realmodus getestet, mit einem Zeit des Malteserordens, in dem sie einige Sommerwochen lang wohnten. „Da haben wir erlebt, wie es ist, wenn man morgens hier aufwacht und das Sonnenlicht von der Spree ins Zellener reflektiert – herrlich war das.“ Auch die Dimension des großen, frei stehenden Trennelements, das nun den Wohnbereich unterteilt, wurde am 1:1-Modell aus Dachlatten und Papp ausprobiert, variiert und diskutiert. So etwas wie der gute Geist des Planungsprozesses war der Architekt Arno Brandhuber, bekannt durch seine „Antivilla“ und ein guter Freund des Paares. „Mit Arno haben wir uns oft über das Haus unterhalten. Er gab uns wichtige Denkanstöße“, erzählt Anselm Reyle.

Und worin bestand Reyles eigener Beitrag zum künftigen Heim? „Ich war für die geschmacklichen Entgleisungen zuständig“, sagt er und verzicht keine Miene. So wie die Stühle, auf denen wir gerade sitzen – schwarz lackiertes Louis-something, bezogen mit neonknalligem Camouflage-Canvas. Das Tarnmuster, das seinen Zweck mittels Farbe ad absurdum führt, hat Reyle 2011 für Dior entworfen, die damals eine Limited Edition von Taschen und Ballerinas aus dem Stoff lancierten. Auf den Stühlen saßen die Gäste des Vernissage-Diners bei der Art Basel Miami Beach.

Für mich gäbe es nichts Schlimmeres als so ein Alles-rechtigmachen-Möbel“, konstatiert Anselm Reyle. *Much more up his alley* war

die Sofalandchaft mit Ausziehmehlkuchen aus den 60ern, die er während der Bauphase auf Ebay entdeckt hatte. Das, abem, eher ungewöhnlich geformte Möbel war da noch mit schwarzem und weißem Kunstleder bezogen. Tanja Lincke hatte Zweifel an seiner Eignung für den künftigen Wohnbereich, und so wurde das Sofamöbel probeweise im Rohbau aufgestellt. Worauf Otto und Louisa, damals noch im Putz-Altar, sofort darauf herumkletterten und vor Begeisterung strahlten (das Ereignis ist in einem Foto festgehalten). Damit war der Fall entschieden.

Inzwischen ist die Sitzgruppe mit teurem Wollmothair bezogen, in knarer Farbkombination, die bei Kvadrat wohl eher selten nachgefragt wird: „extra muffiges Senfgelb und ein flüderstichiges Rosa“ (Reyle). Dazu umlaufende Keder in Neonblau. Wie um alles in der Welt das aussieht? *Surprisingly beautiful*.

29